Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 5

Artikel: Rektor Müslins erste Liebe
Autor: Widmann, J.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663232

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rektor Müslins erste Liebe.

Von J. V. Widmann, Bern.

Unterdessen hatte Gretchen ihr Solo vollendet und ich beschuldigte im Stillen den Lehrer grober Unkenntnis der wahren Kunst, da er außer einem unverständlichen Grunzen kein Zeichen des Beifalls für eine Leistung hatte, für die ich dem Mädchen sogar das Ei des Vogel Roch geschenkt hätte, obschon ich wußte, daß dies die Geister der Lampe furchtbar würde erzürnt haben.

Die Schule war nun aus; die Mädchen verließen zuerst das Schulzimmer; wir folgten. Sehnsüchtig blickte ich Gretchen nach, wie sie Arm in Arm mit ihren kleinen Freundinnen die Gasse hinabwandelte nach dem wohlbekannten Hause, wo die gelben Becken draußen hingen. Dort gab sie noch den Freundinnen zu guterletzt jeder einen geschwinden Schlag und floh dann mit einer Behendigkeit, die ihrem Familiennamen Ehre machte, ins Haus hinein. Mir kam dies wundervoll vor und ich blieb stehen, starr wie ein Maikäfer, vor dem soeben aus einem Blumenkelche eine Elfe sich aufgeschwungen hätte.

Von jetzt ab liebte ich, wie man nämlich mit neun Jahren ein ebenso altes Mädchen liebt. Ich aß in jener Zeit mit erstaunlichem Appetit, schlief traumlos sanft, war munter wie sonst, spielte mit den Knaben um Marmeln, ging mit meinem Freunde an den Sumpfweiher, um einen Seehafen zu bauen und gelegentlich eine Flotte auszurüsten, dachte auch gewöhnlich nicht an Gretchen, liebte sie aber immer heftig, so oft ich an sie dachte, was stets geschah, wenn ich sie sah oder wenn ich in meinem Märchenbuche las. Auch schloß ich sie in mein Nachtgebet ein, nicht ohne geheime Gewissensbisse, ob ich damit nicht einen Frevel begehe. Daß ich gegen niemand, auch nicht gegen meinen intimen Freund, von dieser Neigung sprach, ist selbstverständlich. Es wäre mir zwar ein großer Genuß gewesen, davon zu sprechen; aber ich wagte es nicht.

Ich kostete in den wenigen Wochen bis zum Jugendfeste die Freuden und Leiden meiner Liebe durch. Zu den Freuden rechne ich, daß es mir gelang, einmal aus der Jugendbibliothek ein Buch zu lesen zu bekommen, das sie eben zurückgebracht hatte: Rosa von Tannenburg. Eigentlich konnte

ich diese Art Bücher nicht leiden. Ich weiß nicht, ob es daher kam, daß ich damals tatsächlich die Worte Moral und Morast nicht unterscheiden konnte und, wenn das eine genannt wurde, immer eine unklare Vorstellung des andern damit verband, so daß wir die moralischen Erzählungen morastig vorkamen. Oder war es vielleicht die schimmernde Märchenwelt, die mir Christoph Schmids erbauliche Salbaderei so uninteressant erscheinen ließ? Sei dem wie immer — Rosa von Tannenburg wenigstens las ich mit Entzücken, und als ich auf der 89. Seite gar ein getrocknetes Kränzchen von weißem und blauem Rittersporn fand, wußte ich mich vor Freuden gar nicht zu fassen und beschloß, dieses zweifelsohne von Gretchen herrührende, wenn auch für mich nicht bestimmte Kränzchen durch ein Geschenk an Gretchen zu erwidern, als wenn überhaupt eine Gabe zu erwidern gewesen wäre.

In unserm Pfarrgarten stand ein ehrwürdiger, eigensinniger Pflaumenbaum. Ich nenne ihn eigensinnig, weil er oft Jahre lang sich weigerte, auch nur eine Frucht zu bringen; dann aber gab es Jahrgänge, in denen er ungefähr dreißig wundervoll große Eierpflaumen trug. Ueber diese Zahl brachte er es auch in den besten Sommern niemals hinaus; niemand grollte aber deshalb dem alten Baume, der durch reichlichen Schatten, den er auf die kleine Gartenbank und auf die kiesbestreuten Wege warf, seinen Platz wohl verdiente. In jenem Jahre meiner ersten Liebe trug der Baum geradeaus zwei Pflaumen, und diese beiden Früchte beschloß ich meiner kleinen Fee zu schenken. Sie wurden ohne Gewissensbisse gepflückt, obwohl ich wußte, daß jedermann im Pfarrhause die beiden Pflaumen gewissermaßen persönlich kannte. Schwieriger war es, das Geschenk zu übermitteln. Ich hatte nicht den Mut, vor Gretchen hinzutreten und ihr die Pflaumen zu geben. Sie hätte mich ja nur zu fragen gebraucht, warum ich sie ihr schenke, und ich wäre vor Scham gewiß in den Boden gesunken. Ich glaube, alle Kinder, wenn sie lieben, sind „vom Stamm der Asra", jener Asra, welche lieber sterben, als ein Liebesgeständnis zu machen. Ich sann also auf ein Mittel, die Pflaumen in Gretchens Besitz zu spielen, ohne daß ich mich dabei zu verraten brauchte. Nach manchem rasch ersonnenen und ebenso rasch verworfenen Plane beschloß ich endlich, Gretchens gefürchteten Vater zum Ueberbringer dieser Liebespfänder zu machen. Er rasierte jeden Sonntag Morgen vor der Predigt meinen Vater! Darauf baute ich meinen Plan. Ich wollte ihm während dieser Prozedur die Pflaumen hinterrücks in die Rocktasche praktizieren. Daß er sie, wenn er zufällig darnach griffe, seinem Gretchen schenken würde, stand bei mir fest. Ich hatte damals noch nicht gelesen, wie Fausts Juwelen den Pfaffen in die Hände fielen. Sonst hätte ich Verdacht geschöpft und mir gesagt, daß nicht nur die

Kirche, sondern auch ein Barbier einen guten Magen habe und allerlei ihm nicht bestimmtes Gut vertragen könne. Uebrigens mißlang mein Versuch. Als ich nämlich am nächsten Sonntag während dem Rasieren um den Stuhl des Vaters herumschlich und mich dabei freute, daß mein Vater, wie er immer beim Rasieren tat, die Augen so fest zudrückte, bedeutete mich Gretchens Vater, ich möchte ihm nicht zu nahe kommen, da es sonst einen Schnitt geben könnte, eine nicht eben tröstliche Versicherung für meinen guten Vater, dessen Nase soeben in der Hand des Barbiers steckte. Schüchtern bebte ich zurück, als wäre ich auf einer Freveltat überrascht worden, wußte aber wenigstens von da an mit Sicherheit, der Barbier Hurtig könne nicht der wahre Vater meiner Schönen sein.

Aber nun hatte ich immer die zwei Pflaumen und konnte sie nicht anbringen. Sie waren mir gar sehr zur Last. Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als zwei heimliche Pflaumen, von denen niemand nichts weiß. Ich trug sie in meinen Säcken herum, als wären es die geheimen Kronjuwelen irgend eines plötzlich aus seinem Inkognito hervortretenden Herrschers. Bald zeigte sich die eine etwas beschädigt. Mit Seufzen aß ich sie in Gottes Namen auf; denn eine angefaulte Pflaume hätte ich meiner Holden doch nicht bieten dürfen. Aber nun zögerte ich auch nicht, die andere, noch unversehrte sofort bei erster Gelegenheit zu übergeben. Ich faßte mir ein Herz und schlich ihr eines Tages nach, als sie nach der Schule für ihren Vater irgend ein Geschäft zu besorgen hatte. Unter einem alten Tor, einer Art Ausfallpförtchens in der teilweise noch erhaltenen Ringmauer des Städtchens, geschah die Uebergabe. Ich trat, ohne ein Wort zu sprechen, dicht an sie heran und drückte ihr die Pflaume in die Hand, während sie erstaunt aufblickte und mich fragend ansah. Ich brachte aber auch jetzt kein Wort hervor; denn es kam mir vor, als sie ihre Locken ein wenig schüttelte, als ob der Berg da drüben mit seiner Fluh den Gemüsegärten im Stadtgraben einen Besuch abstatten wollte und letztere mit der Schaukelbewegung der Meereswellen denselben sofort erwiderte. Taumelnd drehte ich mich um und lief weg. Nach einer Stunde fand ich mich auf einem Heuschober liegend und vor Vergnügen mit den Füßen strampelnd, obschon ein wenig beschämt bei dem Gedanken, daß Alladin denn doch zur Prinzessin Bedrulbudur jedenfalls mehr gesprochen habe, als ich zu meiner Schönen.

Dem hohen Wesen, das die Schicksale der Menschenkinder lenkt, schien es übrigens Vergnügen zu machen, mich armen Jungen frühzeitig recht tief in die Netze der Liebe zu verstricken und mich beinahe närrisch werden zu lassen. Sonst wäre ein Ereignis nicht eingetreten, das nun begegnete und mein kindisches Gefühl zu einer Anbetung der Geliebten

steigern mußte. Ich sollte sie sehen in der höchsten Glorie, die es wohl gibt, von allen Musen und Grazien umringt, nämlich als darstellende Künstlerin und zwar auf dem ersten Theater, in das ich jemals gekommen. Die Sache verhielt sich so.

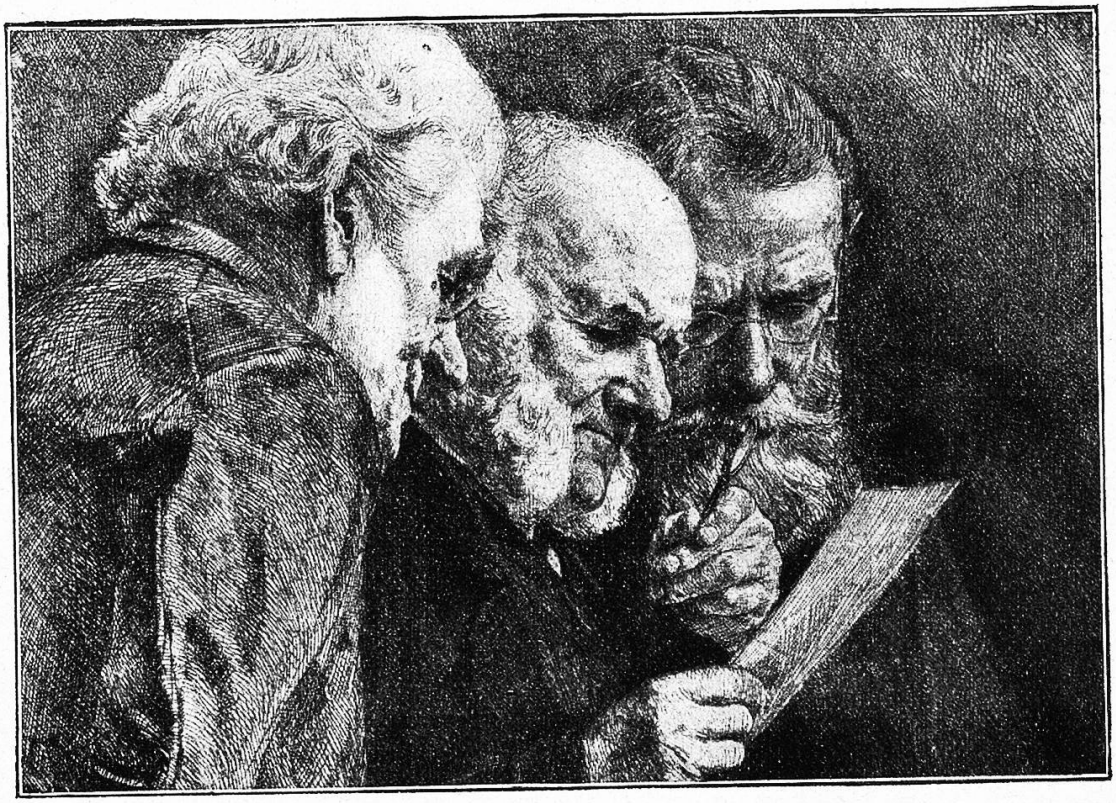
Eine umherziehende Theatergesellschaft war in unser Städtchen gekommen, eine von jenen Truppen, die in größeren Städten frivole Lustspiele, auf dem Lande aber meistens Rührstücke und schauerliche Rittertragödien zum Besten geben. Die zweite Liebhaberin lief schon am ersten Morgen nach der Ankunft mit aufgewickelten Haaren und in einem mir unaussprechlich imponierenden Flitterstaat von Haus zu Haus, um zur Abendvorstellung die Zettel zu vertragen und selbstverfertigte Wachsfrüchte, künstliche Blumen und eine Tinktur gegen Zahnweh bei den Honoratioren des Städtchens anzubringen. „Heinrich von Burgund" von Kotzebue sollte gegeben werden. Ich erwirkte alsobald die Erlaubnis, die Theatervorstellung mit meinen Eltern besuchen zu dürfen. Wie steigerte sich aber mein Verlangen, die Stunden bis zum Beginn der Vorstellung möchten rascher schwinden, als ich erfuhr, Gretchen Hurtig werde in dem Stücke am Schlusse auftreten und sie habe ein weißes Lämmchen vorzuführen und sie werde ein weißes Kleid tragen und einige Worte sprechen. Ich erfuhr diese Nachrichten bruchstückweise von den Schulkindern; das bevorstehende Ereignis brachte auch bei ihnen eine gewisse Aufregung hervor. Endlich kam der Abend; ich saß in der vordersten Reihe und schaute mit glühenden Augen auf den alten Vorhang, der die kleine, etwas erhöhte Bühne vom Zuschauerraum abschloß. Hie und da steckte von innen her ein Spaßvogel seinen Finger durch eines der vielen Löcher des Vorhanges, was immer vom größten Teil des Publikums mit Gelächter und Geschrei begrüßt wurde, während ich darüber empört war; denn mir war so weihevoll zu Mute, als säße ich in Athen und harrte auf den Beginn des Prometheus von Aeschylos. Das Kotzebue'sche Stück, das gespielt wurde, hatte aber vor jenem griechischen Meisterwerke den einen Vorzug, mir verständlicher zu sein, und so ist es begreiflich, daß ich atemlos lauschte, als endlich die Vorstellung begann. Das Stück ließ mich sogar Gretchen vergessen. Wie bewunderte ich den jungen Heinrich von Burgund, der ohne zu wissen, er sei ein Prinz, bei dem korbflechtenden Einsiedler weilt und vor der Hütte an einem Holzklotze, den er mit einem einzigen Beilhiebe spaltet, Kraftproben für spätere Kriegstaten gibt. Wie ehrwürdig erschien mir der alte Ritter von Bonstetten, der mit einer eigentümlich schnarrenden Stimme gewisse Kriegspläne darlegte, die jedenfalls zum Siege führen mußten. Den Verlauf des Stückes weiß ich nicht mehr recht. Nur erinnere ich mich, daß Heinrich von Burgund erst nach manchen Kämpfen zu seinem

rechtmäßigen Erbe Burgund gelangt. Da, als er endlich zum Landesherrn ausgerufen wurde und die Huldigung jedes Alters und Geschlechts empfing, da war der große Moment gekommen, wo Gretchen vortreten sollte mit ihrem Lämmchen. Und sie trat vor und sprach mit leiser, etwas schüchterner, aber doch vernehmlicher Stimme etwas von Genius der Unschuld, Lämmchen, weißes Sinnbild frommer Seele und dgl. und führte an einer Blumenkette das Schäfchen zum Herzog, der sich zu ihr niederbückte und sie küßte, worauf der Vorhang fiel. Während Gretchen sprach, war es totenstill im Saale; nur kam mir vor, mein Herz poche so laut wie die große Turmuhr, wenn man im Glockenturm oben auf der vorletzten Stiege steht. Meine Seele war während dieser kurzen Scene wie in magischem Schlafe für alles andere, was nicht Gretchen war, und Gretchen selbst erschien mir wie ein fernes Traumbild, dessen entzückende Existenz jeden Augenblick in nichts zerinnen konnte. Und so zerrann sie auch mit dem Fallen des Vorhangs. Ich saß noch immer starr da, als auf einmal der Vorhang wider aller Erwarten sich wieder hob und der Theaterdirektor mit der Erklärung vortrat, das Lamm werde jetzt verloost und wer kein Loos habe, könne für wenige Rappen noch schnell eines lösen. Ich war empört über die Fühllosigkeit, die sich in dieser Anzeige aussprach. Das gute Lamm, das der Genius der Unschuld, mein Gretchen, dem Landesfürsten soeben dargebracht, das sollte jetzt verloost werden an den nächsten Besten? Der Verkauf Josephs nach Egypten schien mir nicht so schlimm wie dieser Frevel. Warum kam auch der Herzog von Burgund nicht hervor, um das Lamm zu retten, das er aus solchen Händen empfangen? Ich begriff seine Gleichgiltigkeit nicht und hoffte unter solchen Umständen am Ende selbst doch eine Art Retter werden zu können, wenn ich das Lamm für mich gewänne. Natürlich wollte ich es dann Gretchen schenken. Auf meine Bitte nahm mein Vater einige Loose, die ihm — ich glaube die Herzogin Mutter — in einem Körbchen präsentierte. Aber ich war nie glücklich in Lotterien, so auch diesmal nicht. Ein älterer Knabe von ziemlich rohen Manieren gewann das Lämmchen. Schüchtern drängte ich mich an ihn heran und fragte ihn, was er mit dem Tierchen im Sinne habe. Er lachte kurz und rauh und sagte: „Für diese Nacht schließe ich's in unser Holzhaus und morgen gebe ich ihm einen Schlag vor den Kopf.“ Glühend vor ohnmächtigem Zorn und vor Schmerz wandte ich mich von dem Burschen ab und haßte ihn von da an. Er ist später Metzger geworden. So endete der ersehnte Theaterabend. Als ich aber in meinem kleinen Bette lag, trat dieser letzte häßliche Eindruck zurück und alle die schönen Gestalten dieses Abends besuchten mich und bildeten den Hofstaat, natürlich für die Feenkönigin Gretchen, nicht für den Herzog Heinrich.

Mittlerweile war der Tag des ersehnten Jugendfestes gekommen. Er ging in wunderbarer Sommerglorie auf über dem mit Kränzen geschmückten Städtchen und alles sah ihm mit Entzücken entgegen. Eine Ausnahme bildeten in dieser Beziehung nur einige Festredner, die, oratorischer Probestücke noch ungewohnt, in einer fieberhaften Aufregung das Glockengeläute hörten, das vom Kirchturm feierlich hallte, während der Festzug sich durch die Straßen bewegte. Wirklich ließen sich im letzten Augenblick zwei dieser Biedermänner krank melden und wir kamen mit acht Reden gnädig genug davon. Eine davon, die einzige, die uns Kinder fesselte, hielt mein Vater; er erzählte einfach die Geschichte von den Hussiten vor Naumburg und stärkte nicht wenig das Selbstgefühl der versammelten Kinderwelt durch den Hinweis, wie einst eine Kinderschar die Vaterstadt gerettet habe. Nach der kirchlichen Feier zogen wir zum Festplatz. Man hatte einen schönen Hügel hinter dem Städtchen dazu gewählt; alte Linden und Roßkastanienbäume gaben ihren Schatten, und von der andern Seite des Flüßchens sah der mit dunkelm Buchenwald gekrönte, langgestreckte Berg zu uns herüber wie ein freundlicher, gelagerter Löwe, der dem Spiel der Ameisen träumend zusieht. Wohlgesinnte Bürger durchschritten jetzt unsere Reihen und teilten aus mächtigen Körben sogenannte Wurstwecken aus; auch erhielt jedes Kind ein mäßiges Glas Wein. Mitten in dem Wirrwar, der natürlich entstanden, sobald wir die strenge Zugordnung hatten durchbrechen dürfen, spähte ich unablässig nach Gretchen. Endlich sah ich ihr dunkles Lockenköpfchen und das blaue Band, dasselbe, das sie bei der theatralischen Aufführung getragen. Ich drängte mich in ihre Nähe und langte dicht neben ihr an in dem Augenblicke, wo auch mein Freund Karl von einer andern Seite her sich zu dem Platze durchdrängte, den wir einnahmen. Er war so verlegen, mich zu sehen, daß ich ihn nicht fragte, ob er mich gesucht habe. Ich sah, daß dies nicht der Fall gewesen. Indessen bot soeben Gretchen einem neben ihr stehenden Mädchen einen Wecken an. Sie könne nichts dergleichen essen, sagte sie, es mache ihr schlecht. Sie wolle nur ein wenig von dem Wein trinken; zwar reines Wasser wäre ihr lieber, aber das sei hier doch nicht zu bekommen.

Die Mitschülerin Gretchens wollte den Wecken nicht; sie hatte genug an ihrem eigenen, wie sie sagte. „Gieb's diesen Knaben," fügte sie hinzu. Da wandte sich Gretchen nach uns um und, indem sie uns beide fixierte, brach sie den Wecken in zwei ungefähr gleiche Teile und reichte mit natürlicher Anmut meinem Freunde und mir die Hälften dar. Ich wurde feuerrot, mein Freund Karl ebenfalls. Beide nahmen wir aber stillschweigend die gebotene Gabe. Dabei kam mir Gretchen neuerdings wie ein höheres Wesen vor. Ich war, wie das Knaben meistens sind, ziemlich

gefräßig. Wann hätte ich jemals eine Speise zurückgewiesen, vollends einen Wecken aus Pastetenteig mit solchem delikaten Wurstfüllsel. Den Roman der Sophie von la Roche, „Schönes Bild der Resignation", kannte ich damals noch nicht. Aber eine Ahnung alles dessen, was einem solchen Titel nach in dem Buche stehen könnte, erfüllte mich, als ich auf Gretchen blickte. Da fiel mir noch eben rechtzeitig ein, daß dieses ideale Wesen auch nicht gern Wein trinke, aber nach frischem Wasser sich umsonst sehne. Zum Glück trug ich an meiner Seite ein Feldfläschchen; freilich war es



Interessante Neuigkeit. Nach der Radierung von Paul Hey.

leer, aber es ließ sich füllen. Rasch wandte ich mich daher, um einen Brunnen zu suchen. Wie ich so über einen einsamen Teil des Festplatzes eilte, hörte ich hinter mir eilige Schritte. Mein Freund Karl holte mich ein. Ich wußte es, ohne daß ich umgeblickt hätte. Nur er konnte es sein. Und ich wußte noch mehr. Er ging ebenfalls, um Wasser zu holen für Gretchen. Richtig! da war er schon an meiner Seite, und schweigend trabten wir zum Brunnen, der sich über der zum Tanzplatze umgewandelten alten Reitschule in einem verwilderten Garten befand, wo einige vom Postament herabgestürzte Granitstatuen, die im Grase lagen, mir immer den Eindruck gemacht hatten, ich befände mich in einem Zaubergarten. Das Wasser floß aus einem herrlichen Löwenrachen in einen steinernen Brunnentrog, in dem die verwehten Rosenblätter des ganzen Sommers sich

Rendezvous gegeben zu haben schienen. Gleichzeitig hielten wir unsere Trinkgefäße, — Karl benutzte sein Weinglas — an den Löwenrachen und vermieden einander ins Gesicht zu sehen. Als wir aber mit den gefüllten Gefäßen zurücktrabten, platzte ich heraus und sagte: „Das ist recht schlecht von dir.“ „Nein von dir!“ gab er zur Antwort. Wieder schwiegen wir und liefen weiter. Und abermals brach ich zuerst los und sagte: „Ich weiß, mit wem du heute tanzen willst.“ „Und ich, mit wem du,“ war seine lakonische Antwort. Wieder tiefes Schweigen und zorniges Weitertraben. Schon waren wir ganz nahe beim Getümmel des Festplatzes, als ich stehen blieb und zu Karl sagte: „Willst du mir versprechen nicht mit ihr zu tanzen, wenn ich nicht mit ihr tanze?“ „Ja!“ sagte er. „Aber ich tanze auch mit keiner andern!“ „Und ich auch nicht,“ setzte ich hinzu. „Wir wollen miteinander tanzen, wenn wir tanzen müssen.“ „Gut,“ sagte er; "aber für morgen zeige ich dir Krieg an.“ Es ist mir recht,“ erwiderte ich. „Land- oder Seeschlacht?“ „Ich möchte lieber eine Seeschlacht liefern.“ Karl zog aber den Krieg auf dem festen Lande vor und so blieb es dabei. Als erklärte Gegner, im Stillen aber doch sehr befriedigt über die Aussicht, morgen einander eine Schlacht liefern zu können, gingen wir trotzig weiter und langten miteinander bei Gretchen an und wollten ihr unser Wasser geben. Aber die mutwillige Schöne — o! Mädchen, wie seid ihr schon mit neun Jahren so glücklich, euere Herrschermacht auszuüben! — goß lachend das Wasser auf die Erde und sagte, sie sei gar nicht mehr durstig und sie habe vorhin nur Spaß gemacht. Karl und ich blickten uns einen Augenblick an; ich glaube, da in beiden derselbe Zorn aufstieg, die Versöhnung wäre jetzt leicht gewesen. Aber die frohe Aussicht der auf den folgenden Tag bestellten Schlacht hielt uns auseinander.

Jetzt erschallte in der alten Reitschule Tanzmusik, und Gretchen stürmte fort mit den andern Mädchen. Wir folgten langsam und schweigend. Als wir den Tanzplatz erreichten, sprang schon alles in froher Lust umher. Die Kleinsten tanzten in der Mitte Ringeltänze. Die Größern aber, Mädchen und Knaben paarweise, verstiegen sich zu Schottisch, Galopp und Walzer, und eine große Sekundarschülerin, welche mit einem fünfzehnjährigen Kadetten eine Mazurka tanzte, kam mir, der ich von Tanzkunst noch wenig verstand, beinahe wie die Tochter des Herodes vor, als sie vor ihrem Vater um das Haupt Johannis des Täufers tanzte. Karl und ich standen in einer Ecke als müssige und sichtlich verdrossene Zuschauer. Gretchen schwebte in den dichtesten Reihen und schien sich nicht um uns zu kümmern. Auch wir wurden aufgefordert, am Tanz teilzunehmen. Anfangs wehrten wir uns dagegen; als aber bald von Seite unserer Eltern, bald vom be-

aufsichtigenden Lehrer oder vom robbenhändigen Schulinspektor solche Aufforderungen wiederholt wurden, faßten wir einander in Gottes Namen um den Leib und drehten uns — aber immer in der Ecke — wie zwei junge Bären zu den Tönen der Musik. Wer uns sah, mußte lachen. Wir waren nämlich beide ziemlich dicke, kurze Gesellen, so daß sich unser Tanz allerdings etwas grotesk ausnehmen mochte. Uns aber war es gar nicht zum Lachen. Welcher Tragiker hat eine solche Situation aufzuweisen, wo die erbitterten Gegner, einst unzertrennliche Freunde, am Vorabend einer Schlacht um eine gemeinsame Geliebte miteinander auf höhern Befehl walzen müssen?

Sobald es sich tun ließ, verließen wir den Tanzplatz und nun war jeder von uns darauf bedacht, unter seinen Schulkameraden Hilfstruppen zu werben für die Schlacht. Mir gelang die Werbung weit besser; eine Menge Knaben wollten unter meinem Kommando fechten und ich glaubte, den Sieg schon in der Tasche zu haben. Dies machte mich übermütig. Als daher ein sehr großer, etwas ungeschlachter Proletarierknabe mir ebenfalls seine Hilfe antrug, wies ich ihn zurück mit der Bemerkung, ich wolle keine „Gestadeckmeier" unter meinen Truppen. Dieser Ausdruck verlangt eine Erklärung. Der am Flüßchen gelegene unterste Teil unseres Städchens, meist von ganz armen Leuten bewohnt, hieß das Gestadeck, obwohl an diesem Gestade niemals Schiffe anlegten, weder Ostindienfahrer, noch auch die kleinsten Fischerboote. Das Flüßchen war gänzlich unschiffbar. Aber dennoch hatte das Städtchen sein Gestadeck und die Gestadeckmeier waren gleichsam die Strandbewohner, ihre Häuser das Matrosenquartier. Einen solchen Gestadeckmeier wies ich nun unbesonnener Weise ab, wie ich denn überhaupt damals von Haus aus aristokratisch dachte und z. B. in der Schule, wenn von den Kämpfen der Schweizer gegen die Ritter erzählt wurde, es immer mit den Rittern hielt.

Vom Ende des Jugendfestes will ich nichts mehr erzählen. Karl und ich sahen jetzt nur noch — wie Macbeth in der Mordnacht — „gezückte Dolche" vor unserem geistigen Auge. Selbst die Helena dieses Feldzuges trat vor der Kampflust in den Hintergrund. Daß übrigens die geworbenen Krieger von dieser Ursache unseres Kampfes nichts wußten, ist selbstverständlich.

Der Morgen des Schlachttages brach an. Da es zugleich ein dem Jugendfesttaumel bewilligter Feiertag war, konnten wir unsere Zurüstungen aufs Beste treffen. Die Schlacht sollte erst am Nachmittag losbrechen und zwar auf der Straße hinter dem Pfarrhausgarten. Noch steht lebhaft vor meiner Seele, wie ich damals, begleitet von meiner jüngern und etwas tyrannisierten guten Schwester, den Vormittag über durch das

Städtchen zog, um meinen Heerbann an die nachmittägige Heerfolge zu erinnern. Wir trugen gleichsam als Allarmzeichen eine lange Leiter, die wir kaum schleppen konnten und riefen von Zeit zu Zeit an den Häusern. wo meine Mannen wohnten, kriegerische Aufmunterungen hinan.

Am frühen Nachmittag wimmelte der Pfarrhausgarten von jungen Helden. Meine Eltern waren zum Glück an jenem Tage über Land gegangen, so daß wir Kinder so ziemlich Meister im Hause waren. Da holte dann meine Schwester ganze Körbe voll Aepfel aus dem Keller, die unter die junge Mannschaft verteilt wurden. Auch ein mehrpfündiger Laib Brod verschwand so grausenhaft schnell, daß mir damals zum ersten Male eine Ahnung aufging, was bei einem größeren Truppenkörper die Verpflegung zu bedeuten habe. Sehr interessant machte sich meine Schwester durch das Zerschneiden eines hübschen, weißen Taschentuches in längliche Riemen. „Zu Verbänden," sagte sie, wenn man fragte, wozu dies dienen solle. Auch quetschte sie die Blätter eines Syringenbaumes, um dieselben als kühlende Pflaster den Verwundeten aufzulegen. Vor dem Garten hielten zwei besonders zuverläßige Krieger Wache, waren aber unmäßig in ihren Ansprüchen auf Aepfel und Brod zur Entschädigung ihrer schweren Wächterpflichten. Ich war selig in all dem Tumult. Wohl sah ich mit Bedenken, daß die Gartenbeete von einigen Knaben unbedenklich zertreten wurden, aber was war das gegen das Gefühl, der Anführer eines gewiß gegen dreißig Krieger zählenden Gewalthaufens zu sein? Ich war so ganz Schlachtenlenker, daß der eigentliche Grund dieser Schlacht, — meine Liebe zu Gretchen — beinahe vergessen war.

Plötzlich riefen meine Wächter: „Der Feind kommt! Zu den Waffen!" Alles eilte zu den im Gartenhäuschen bereit liegenden Bohnenstecken, die hier als ritterliche Lanzen dienen sollten. Mit einiger Ueberstürzung drängten wir uns aus dem Garten auf die Straße, und es kam wirklich die feindliche Heeresmacht die Straße herab. Die günstige Stellung hatte der Feind jedenfalls für sich, weil er von oben anrückte, was seinem Andrang mehr Wucht verleihen mußte. Aber das Häuflein war nur klein und Karl hielt sich ganz im Hintergrund, hatte auch, statt das Schwert zu führen, was doch ihm als Anführer gebührte, eine Trommel angehängt, was mir höchst lächerlich vorkam, ja, sogar leid tat, da ich ihn doch im Geheimen auch als Gegner sehr lieb hatte.

Ich riß jetzt meinen kleinen Schleppsäbel aus der Scheide und schrie wie unsinnig: „Zum Angriff!" Die Schlacht begann. Nur einen Augenblick hatte der Feind gestutzt, als er die große Zahl meiner Krieger bemerkte. Jetzt schritt er kaltblütig zur Entscheidung. Mein Heer begnügte sich anfänglich, den kriegerischen Enthusiasmus durch Geschrei, durch Aufschlagen

der Bohnenstecken auf die Straße und durch furchtbares Staubgewühl auszudrücken. Plötzlich aber sauste mitten unter uns ein Knebel hinein, der meinen Adjutanten, den mutigsten der ganzen Armee, an die Brust traf. Dieser stürzte sogleich nieder, indem er den tödlich Getroffenen spielen wollte. Aber viele kleinere Gefechtsleute nahmen sein Stürzen für Ernst und wichen scheu zurück. Und jetzt sprang wie ein Winkelried auf einmal jener so schnöd zurückgewiesene Gestadeckmeier auf mich los, packte mich um die Mitte des Leibes, — er kam mir wie ein Riese vor — hob mich in die Höhe und rannte mit dem also aus der Mitte der Soldaten geholten Feldherrn eiligst zum feindlichen Heere zurück. Ich wehrte mich umsonst mit dem Säbel; auf so kurze Distanz konnte ich nichts damit anfangen. So legte ich mich aufs Schreien und rief meinen Leuten zu: „Rettet mich! Rettet mich!“ Aber als ich den Kopf umwandte, sah ich sie in voller Flucht die Straße hinabjagen, hinter ihnen nur etwa drei oder vier, freilich ansehnliche, stark gewachsene Verfolger des feindlichen Heeres.

Ich war also geschlagen und Gefangener meines ehemaligen Freundes. Dieser war der Tragik der Situation durchaus nicht gewachsen, sondern trommelte wie unsinnig vor sich hin, als ginge ihn alles gar nichts mehr an. So blieb ich in Händen seiner Soldateska, die mich um einige Gärten weiter hinauf schleppte und endlich beim Hinterhause eines Schusters in den leeren Schweinestall einsperrte.

Das war keine Wilhelmshöhe bei Kassel, wie man es den Gefangenen von Sedan geboten. Ach! wie erniedrigte mich dieses Gefängnis. Wie erlahmte meine Phantasie an der häßlichen Realität dieses Schweinestalles. Meine Liebe zur Prinzessin Bedrulbudur hielt dieser tristen Tatsächlichkeit gegenüber nicht mehr Stand. Ich sah alle Dinge plötzlich mit furchtbarer Nüchternheit, gleichsam mit Schweinsaugen an.

Erst am Abend erlöste mich ein gutmütiger junger Mann, der zufällig an dem unbewachten Gefängnis vorüberging, aus meiner beschämenden Lage. Ich schlich gedemütigt nach Hause. Dort waren die Eltern zurückgekehrt und wußten schon von der Schlacht. Der zertretene Garten sprach davon; auch hatten sie die näheren Einzelheiten von meiner Schwester erfahren. Am meisten wunderte sie, weshalb ich gerade mit meinem liebsten Freunde in Krieg gekommen war. Lange Zeit wollte ich die Ursache nicht gestehen. Endlich tat ich es unter heißen Tränen und mit dem Gefühle eines Verbrechers. Der Vater ließ es natürlich an spottenden Bemerkungen nicht fehlen. Und als ich einige Tage später durch meine Mutter gar erfuhr, Gretchen Hurtig habe sich geäußert, wir seien alle beide dumme, kleine Jungen, da war der tödliche Reif auf die junge Blüte meiner ersten

Liebe gefallen; sie verdorrte und war nicht mehr. Mit meinem Freunde Karl söhnte ich mich aber gegen Anfang des Winters vollständig aus und meine Eltern spendeten uns zum Versöhnungsfeste einen Häring und eine Flasche Bier, worauf wir im Hausflur an einer dunkeln Stelle mit Nußblättertabak die Friedenspfeife rauchten.

So endete der Rektor Müslin die Geschichte seiner allerersten Liebe.*

Großmutterliedchen.

E. Meyer-Brenner, Basel.

Komm', küsse mich, du kleiner Mann!
Komm', herz' die alte Frau!
Und schau' mich an mit deinem Blick,
Wie Frühlingshimmelblau!

Flugs plätte mit der ros'gen Hand
Mein gramvoll Angesicht!
Du scheust die ernste Braue mein,
Die Sorgenfalte nicht!

O, sag' es mir doch noch einmal:
„Großmutter, bin dir gut!"
Sieh', wie ein gold'ner Sonnenstrahl
Dies Wörtlein auf mir ruht!

O, lache! sieh', dann glaube ich
Im Himmel schon zu sein!
So lächeln wohl vor Gottes Tron
Die holden Engelein!

Als ich Christtagsfreude holen ging.

Von Peter Rosegger.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es auch gewesen sein, als am Frühmorgen des heiligen Christabends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich solle aufwachen und zur Besinnung kommen, er habe mir was zu sagen. Die Augen waren bald offen, aber die Besinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühsuppe saß, verlor sich die Schlaftrunkenheit allmählich, und dann sprach mein Vater: „Peter, jetzt höre, was ich dir sage. Da nimm einen leeren Sack, denn du wirst was heimtragen. Da nimm meinen Stecken, denn es ist viel Schnee, und da nimm eine Laterne, denn der Pfad ist schlecht und die Stege sind vereist. Du mußt hinabgehen nach Langenwang. Den Holzhändler Spreitzegger zu Langenwang, den kennst du, der ist mir noch immer das Geld schuldig, zwei Gulden und sechsunddreißig Kreuzer für den Lärchbaum. Ich laß ihn bitten drum; schön höflich anklopfen und den Hut abnehmen, wenn du in sein Zimmer trittst. Mit dem Geld gehest nachher zum Kaufmann Doppelreiter und kaufest zwei Massel Semmelmehl und zwei Pfund Rindschmalz, und um zwei Groschen Salz, und das tragst heim."

* Aus: „Aus dem Fasse der Danaiden." Cäsar Schmidt, Verlag. Zürich.